

Die kontemplative Haltung ruht auf dem Bewußtsein, daß die Welt und ihre Gestalten, das Leben und seine Geschehnisse, das eigene Dasein wie das der Anderen nichts sind, was der Mensch selbst macht und kontrolliert, sondern „Gabe“.

Romano Guardini

Unfähig zu warten

Dreißig Jahre ist es her, daß der irische Dramatiker *Samuel Beckett* mit seinem Stück „Warten auf Godot“ ein neues Kapitel Theatergeschichte schrieb. Seither wurde die Geschichte der beiden Landstreicher Wladimir und Estragon, die weiterleben, weil sie jemanden erwarten, zum Klassiker des modernen absurden Theaters. Beckett hatte damals erhebliche Mühe, den Theaterinteressierten klarzumachen, daß es ihm vor allem um das *Warten* ging, und nicht um die ominöse Person *Godot*, deren Kommen angeblich unmittelbar bevorsteht. Auf diese Person hatte man sich nämlich bei der Auslegung des Stückes als erstes gestürzt, so als könne man „Warten auf Godot“ trotz aller theaterüblichen Verfremdung und obwohl Beckett selbst zur näheren Kennzeichnung dieser Person nicht viel beiträgt, irgendwie doch noch, und sei es nur „ex negativo“, in der Schublade „Theologie“ ablegen, lag doch ein Zusammenhang zwischen der Namensbezeichnung *Godot* und dem englischen Wort für Gott, *god*, nur allzu nahe.

Jeder Auslegungsversuch eines Kunstwerkes spiegelt die jeweilige Situation zum Zeitpunkt der Auslegung wider: Was vor dreißig Jahren als ein Ausdruck dafür verstanden wurde, daß der Mensch unfähig sei, „selbst in unüberbietbar hoffnungsloser Situation Nihilist zu sein“ (*Günther Anders*), könnte man heute vielleicht schon als die Darstellung dessen ansehen, daß der Mensch immerhin fähig sei, selbst in der hoffnungslosesten Situation zu warten, d. h. nicht Nihilist werden zu müssen ... Was damals als erschreckend wenig im Sinne einer ernstzunehmenden existentiellen Lebensgrundlage erscheinen konnte, nämlich daß Menschen ihr Leben nur als ein mehr oder weniger zielloses Warten auffassen und zu eigentlich zielgerichtetem Handeln kaum mehr in der Lage sind, könnte sich heute vielleicht bereits als bemerkenswert viel herausstellen: Da wird schließlich noch gewartet.

Unser Problem ist nicht mehr, daß wir einigermaßen ziellos warten, wenig über den oder das wissen, auf den oder auf das wir warten, und dennoch irgendwie weitermachen; unser Problem ist inzwischen eher, daß wir über-

haupt nicht mehr warten können, das Warten nicht mehr aushalten und so Gefahr laufen, das Warten auf verschiedenste und nicht immer über jeden Zweifel erhabene Weise zu erleichtern. Beckett schrieb Anfang der fünfziger Jahre ein Theaterstück zum Thema *Unfähigkeit nicht zu warten*. Heute wäre ein Stück fällig zum Thema *Unfähigkeit zu warten*.

Bedürfnisbefriedigung der kurzen Wartezeiten

Daß Zeitgenossen erhebliche Mühe mit dem Warten haben, zeigt sich außer in seinem *individuellen* und nur ihn als Individuum betreffenden Handeln auch im *sozialen* und *religiösen* Leben. So unterschiedlich die Phänomene im einzelnen auch sein mögen, so verwandt scheinen die eingenommenen Haltungen: Im Umgang mit Wünschen, deren Realisierung aussteht, mit Sehnsüchten, bei denen es vor allem darauf ankommt, daß man sie hegt, unabhängig davon, ob sie sich je erfüllen, mit Bedürfnissen und deren Unbefriedigt-Sein, mit Verheißungen und deren Verzögerungen, mit dem, was sich zwischen dem Fürmöglich-Halten von Unbedingtem und dem Aushalten von Bedingtem bewegt, mit all dem tun wir uns heute schwer. Das damit beschriebene Spannungsfeld macht das Warten aus.

Das *individuelle Alltagsleben* stellt eine Fundgrube für Situationen dar, in denen sich unsere Unfähigkeit zu warten bestätigt. Die Art der Bedürfnisbefriedigung der Industriegesellschaft erweist sich gerade nicht als eine Schule des Wartens. Es dominiert eine Bedürfnisbefriedigung der kurzen Wartezeiten: Was wird nicht alles unternommen, um diese Zeit so gering wie irgend möglich zu halten. Ein Großteil zivilisatorischer Energien wird darauf verwandt, möglicherweise oder erfahrungsgemäß entstehende Wartezeiten so weitgehend wie nur möglich zu eliminieren. Erwartete Zeit gilt als vergeudete Zeit. Der Erwerb von Waren gibt das Denkmodell ab: Ich habe ein

Bedürfnis und gehe davon aus, daß dies durch den Erwerb einer Ware befriedigt werden kann. Fortschritt wird geradezu an der Länge der Zeit gemessen, die zwischen dem Entstehen eines Bedürfnisses und seiner Befriedigung vergeht. Dementsprechend wird von Westeuropäern an der gegenwärtigen Situation in manchen Ostblockländern kaum etwas als so empörend empfunden wie die Tatsache, daß Bürger dieser Länder beim Erwerb von durchaus alltäglichen Waren Stunden wartend in Schlangen verbringen.

Obendrein haftet dem, der wartet, das Odium der *Passivität* an. Der Mensch in den Industrieländern versteht sich gerade nicht als Wartender, sondern als der, der zu jeder Zeit die Situation selbst im Griff hat, der stets handelnd einzugreifen in der Lage ist, der etwas, das er meint zu benötigen, unmittelbar herbeischaffen kann. Warten-Können ist das bare Gegenteil des zum „Gotteskomplex“ (Horst Eberhard Richter) geronnenen prometheischen Herrscherideals des Menschen. Warten macht klein, denn warten lassen kann immer nur der Höhere den Geringeren. Außerdem wartet nur, wer etwas nötig hat; wer aber stolz darauf ist, alles bereits zu haben bzw. sich in kürzester Zeit alle nur erdenklichen Bedürfnisse erfüllen zu können, gestände mit der Bereitschaft zu warten ein, daß es mit seiner Stellung und seinen Möglichkeiten nicht so weit her ist. Und wer ist schon bereit, sich wirklich als Mängelwesen zu verstehen, allenfalls in einem sehr abstrakten und eher das Jenseits als das Diesseits betreffenden Sinn.

Die *Folgen* dieser Unfähigkeit zu warten sind unübersehbar: Daß Wünsche reifen müssen, um so auch überprüft werden, um so ihre Beständigkeit unter Beweis stellen zu können, wird weniger gesehen. Die Zeit, in der man sich mit etwas vertraut macht, fällt immer häufiger weg. Man glaubt, schlicht die Zeit dafür nicht mehr aufbringen zu können, sich noch umständlich auf Neues vorbereiten, einstellen zu sollen. Der Genuß von etwas kommt nicht selten verfrüht, weil un-erwartet. Wünsche, Sehnsüchte im eigentlichen Sinn gibt es kaum mehr, denn die Befriedigung kommt früher, als daß sich ein Wunsch herausbilden kann, bzw. weil das, was sich nicht leichthin befriedigen läßt, gar nicht mehr ersehnt und erwartet wird. Motor dieser Verhinderung von Wünschen: Die Angst, in der im Wünschen und Warten verstreichenden Zeit etwas zu versäumen, bei der Befriedigung der Wünsche der zweite zu sein, vielleicht sogar das Nachsehen zu haben.

Mehr Todsünde als Tugend

Auch über das rein Individuelle hinaus hat diese Einstellung Folgen *im sozialen und gesellschaftlichen Bereich*. So beispielsweise bei Sexualität bzw. Ehe: Wo Partnerschaften jederzeit auswechselbar werden, ohne daß die Beziehungen entsprechend ihrer jeweiligen Qualität ihren Ausdruck finden, gibt es nichts zu warten, nichts muß reifen. Oder die offensichtlich abnehmende Bereitschaft, den Genuß von etwas hinauszuschieben, bis die eigene fi-

nanzielle Situation sich so darstellt, daß man es sich leisten kann. Die Wirtschaft, selbst einmal entstanden mit Hilfe des Prinzips von Konsumverzicht und Sparsamkeit, hat Geister gerufen, die sie nun nicht wieder los wird, die Illusion nämlich, daß alles für jeden und an jedem Ort und zu jeder Zeit verfügbar sei. Lange Zeit überstieg die Fähigkeit der Wirtschaft, Konsumwünsche zu befriedigen, die Konsumwünsche der Konsumenten bei weitem. So lange ging alles gut. Seitdem aber die Konsumwünsche die Fähigkeit der Wirtschaft, ihnen mit einem entsprechenden Angebot entgegenzukommen, eingeholt, wenn nicht gar überholt haben, stimmt das Gleichgewicht nicht mehr. Und zur Eigenart dieser Konsumwünsche gehört es, daß sie keine Ausdauer, keine Geduld, kein Vermögen zu warten zeigen. Der „Pumpkapitalismus“ (Ralf Dahrendorf) entstand dadurch, daß der Bürger die Illusionen, die man ihm geradezu einimpfte, nicht zuletzt durch die Werbung, für erfüllbar hielt. Mit dem Ergebnis, daß der Staats- wie der Privatmann heute ausgeben will, was morgen erst zur Verfügung steht.

Die Flucht in die Bedürfnisbefriedigung spiegelt andererseits auch die fehlenden Zielvorstellungen wider, auf die hin es sich lohnen würde zu warten. Die Zeiten von Weltuntergangsstimmung – ob berechtigt oder unberechtigt, kann an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben – sind naturgemäß nicht dazu angetan, zum Warten zu animieren. Wo Alpträume die Zukunftsperspektive verstellen, können kaum Sehnsüchte aufkommen, für deren Verwirklichung man sich die nötige Zeit lassen könnte, ohne sie deswegen auf die lange Bank zu schieben. Vor dem Hintergrund von Rüstungswettlauf und ökologischer Katastrophe gilt das Warten eher als Todsünde denn als Tugend. In einer solchen Situation Warten zu empfehlen, steht leicht unter Zynismus-Verdacht. Wohl nur unter solchen Bedingungen konnte es zur Rede von der Machbarkeit des Friedens kommen, einer Rede, die mit dem berechtigten Anliegen, die Gemüter angesichts des Wahnsinns eines weltweiten Rüstungsautomatismus wachzurütteln und zu einer entschiedeneren Abrüstungspolitik zu ermuntern, leicht den Eindruck erweckt, der Friede sei politisch-gesellschaftlich realisierbar wie ein x-beliebiges Gesetzesvorhaben.

Glaube ohne Verheißung

Religion und Glaube sind von Einstellungen wie den genannten nicht ausgenommen. Religiöse Strömungen gewinnen an Gewicht, die den Eindruck erwecken, als sei es geradezu eine christliche Tugend, nur ja nicht als Wartender, Fragender zu erscheinen, sondern mit einer klaren Antwort auf den Lippen, etwa in der Form markanter Bibelworte oder nur allzu selbstgewisser dogmatischer Formeln die Welt zu beglücken. Wenn die Anzeichen nicht trügen, bewegen wir uns auf eine religiöse Kultur zu, in der das Fragen-Stellen und vor allem das Fragen-Aushalten geradezu als für Mensch und Glaube schädlich denunziert werden. Es wächst ein „Kopf-hoch-und-hindurch-Glaube“, der Sehnsüchte, Zweifel, widerständige Erfah-

rungen als überflüssig erachtet. Derjenige, der seine Fragen und Unsicherheiten nicht unterdrückt, wird hier schnell zum Nörgler und Nestbeschmutzer.

Ein Glaube, der das Warten nicht gelernt hat, unterschlägt seinen eigenen Geheimnischarakter, denn das Geheimnis setzt die Fähigkeit voraus, sich mit der Tatsache zu begnügen, nicht alles letztlich begrifflich in den Griff zu bekommen, obwohl man erhebliche Anstrengungen unternommen hat; auszuharren in der Perspektive, vielleicht eines Tages einmal ein Fundament für sein Leben zu erhalten, vielleicht auch nie. Und gerade dadurch, daß das nach vorne Offene, Geheimnisvolle, das Unbeantwortete und vielleicht auch Unbeantwortbare, das Verheißene, die Sehnsucht nach noch nicht realisierten Möglichkeiten kaum Ausdruck findet, bleibt die voreilig dahingeworfene Glaubensformel seltsam zusammenhanglos. Letztlich scheint sie entbehrlich zu sein, weil ihr der Wurzelboden fehlt. Kein Wunder, wenn die Antworten so wenig bewirken, wenn die Fragen selbst kaum gestellt sind.

Verstärkt wird dies noch dadurch, daß Theologie und Kirche inzwischen von außen geradezu aufgefordert werden, ruhig etwas selbstbewußter aufzutreten, klarer zu der von ihr vertretenen Tradition zu stehen. Nur sind Christen und Kirche kaum darauf vorbereitet, haben noch nicht die angemessene Sprache gefunden, um hierauf zu antworten, es sei denn in der Form jener vorgezinsten frag-losen Antworten, die jedoch eher den Mangel an wirklich gelebten Antworten dokumentieren. Am schnellsten parat hat die Antworten ein Typ von Glaube, bei dem nichts mehr reifen muß. Ein religiöses Denken, das sich demgegenüber in dem differenzierten Geflecht von Nähe und Distanz ausdrückt, das die Vernunftanstrengung nicht scheut, ohne von ihr letztlich das Heil zu erwarten, das weder die faktische Unvollkommenheit des Menschen übersieht, noch auch das Streben nach einer gottgemäßen Vollkommenheit als messianistisch diffamiert, das also die Spannung des Wartens aushält, hat es da schwerer.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Beobachtung, daß sich die Kirche selbst wieder stärker in den Vordergrund schiebt und Gefahr läuft, den Blick auf das zu erwartende Heil zu verdecken, sich selbst optisch an die Stelle dessen zu setzen, was zu erwarten wäre. Die Kirche vernachlässigt ihren Verweiskarakter auf ein sie bei weitem übersteigendes Heil, wenn sie sich selbst verkündigt, anstatt, wie es derjenige tat, in dessen Namen sie tätig ist, die bevorstehende Ankunft des Reiches Gottes anzukündigen, die Menschen zu einem Selbstverständnis als Wartende zu führen.

Angesichts dieses Befundes, einer geringen Bereitschaft zu warten im individuellen, sozialen und auch religiösen Leben, ist mit schnellen Versuchen, diesen Tendenzen entgegenzuwirken, wenig geholfen. Solche latenten Einstellungsveränderungen lassen sich nicht leichthin rückgängig machen. Zunächst einmal müssen sie einfach registriert werden, auf daß dann vielleicht langsam *Gegenbilder* entstehen können, der Wunsch nach einer Richtungs-

änderung sich herausbilden kann. Beim Hervorbringen solcher Gegenbilder könnte der Glaube eine wichtige Rolle spielen, auch wenn man seinen Einfluß auf allgemein gesellschaftliche Verhaltensweisen insgesamt nicht überschätzen dürfte. Immerhin besitzt der Glaube eine lange Erzähltradition, in der Erfahrungen von Menschen mit dem Warten ihren Niederschlag gefunden haben.

Das Adventliche entdecken

Der Glaube selbst müßte seinen *adventlichen Grundcharakter* wieder neu entdecken. Das Stichwort Advent steht in dem Zusammenhang für mehr als nur für einige Wochen des Kirchenjahres. Den Advent ernst nehmen hieße, nicht bereits von Menschwerdung zu reden, bevor eigentlich eine adventliche Sehnsucht nach einem Gott vorhanden ist, der dem Menschen nahe sein will. Ehe man Jesus von Nazareth als den Erlöser verkündet, stünde es den Verkündigern gut an, die vor-neutestamentliche Sehnsucht nach Erlösung auch zu vermitteln, denn Erlösung kann nur der als für sein Leben wichtig erfahren, der sich selbst auch als erlösungsbedürftig versteht. Ebenso steht es mit dem Messias, als den das Christentum Jesus bekennt: Ein Messias, der immer nur ankommt, dessen Ankunft aber nie erwartet wird, kommt vielleicht auch irgendwann einmal nicht mehr an ... Bevor von dem immer schon existierenden Gott gesprochen wird, müßte man sich selbst wieder neu als jemanden zu sehen lernen, der durchaus eines Gottes bedarf.

Ein Glaube, der den Advent ernster nähme, würde vor allem in einem Punkt Zeichen setzen: in der Einschätzung menschlichen Handelns. Advent und Warten als Schlüsselbegriffe christlicher Existenz richten den Menschen auf das aus, was ihm entgegenkommt. Sie machen deutlich, daß es nicht menschliches Tun, sondern göttliches Tun (oder hat man davon bereits den Abschied genommen?) ist, auf das es letztlich ankommt. Gerade der Advent könnte uns vor einer im Grunde gottlosen *Selbstüberschätzung* des eigenen Tuns bewahren: Wir mögen als Kirche noch so sehr die anderen vor einem Machbarkeitswahn warnen, ein Glaube, der immer nur sagt, was man zu tun und zu lassen habe, ist von der Dominanz der eigenen Leistung mindestens ebenso durchdrungen. Glaubende, die sich wieder stärker als Wartende verstünden, müßten sich jedenfalls wieder mehr für eine Person interessieren, deren Leben zum Inbegriff des Wartens geworden ist, für den man sich aber wohl nicht zufällig so wenig interessiert: Johannes den Täufer. Ein Christentum, das immer nur eifrig missionieren will wie ein Paulus, aber verlernt hat zu warten wie ein Johannes, leidet u.U. ebenso unter Selbstüberschätzung wie Menschen, die meinen, Warten sei Zeitverschwendung. Dabei war Johannes beileibe kein Mensch, der nichts wollte oder nichts tat. Aber in seinem Innersten spielte dies offenbar nicht die wichtigste Rolle: „Fastet/weil er wartet/Redet/weil er wartet/Tauft/weil er wartet/ /Widerspricht/weil er wartet/Verweist/weil er wartet/Fragt/weil er wartet ...“ (Paul Konrad Kurz).
Klaus Nientiedt